

Alte Herren/Alte Meister

„Ego-Histoire“ in der österreichischen Geschichtswissenschaft. Eine Quellenkunde

Auch Historiker haben ihre Geschichte, als Individuen und als Kollektiv(e). Historiker widmen sich nicht nur der Geschichte ihrer Disziplin oder der Biographie eines ihrer Vertreter. Sie treten auch als Autobiographen und Verfasser von Memoiren auf. Man muß ja offensichtlich nicht Historiker sein, um eine – letztlich identitätsstiftende¹ – Autobiographie oder Memoiren zu verfassen. Umso interessanter ist es, wenn Historiker sich den Regeln dieser traditionellen literarischen Gattung² unterwerfen, ergibt sich doch dann zumindest theoretisch die Möglichkeit zu beobachten, ob professionsspezifische Differenzen gegenüber anderen Verfassern von autobiographischen Texten existieren.³ Darin besteht – neben dem Umstand, daß es sich dabei um wichtige Quellen zur Wissenschaftsgeschichte handelt – ihre große Bedeutung.

Der französische Historiker Pierre Nora verwendete 1987 den Begriff *Ego-Histoire* für eine neue Gattung oder Sub-Species der Autobiographie von Ge-

1 Alois Hahn, Identität und Selbstthematization, in: Alois Hahn u. Volker Kapp, Hg., Selbstthematization und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis, Frankfurt am Main 1987, 9–24; siehe außerdem eine Reihe von Beiträgen in: Odo Marquard u. Karlheinz Stierle, Hg., Identität, München 1979.

2 Aus der Sicht der Literaturwissenschaft vgl. Günter Niggel, Hg., Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung, Darmstadt 1989.

3 Vgl. zu diesem Problem Ekkehard Klaus, Vom Gruppenbewußtsein akademischer Subkulturen: Deutsche Fakultäten um 1900. Ein inhaltsanalytischer Vorstoß in wissenschaftssoziologischer Absicht, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 33 (1981), 302–328; Martin Kohli, „Von uns selbst schweigen wir.“ Wissenschaftsgeschichte aus Lebensgeschichten, in: Wolf Lepenies, Hg., Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin, Bd. 1, Frankfurt am Main 1981, 428–465.

schichtswissenschaftlern, die er als Ergebnis eines, wie er sagt, ‚Laborexperiments‘ bezeichnet: Historiker versuchen ihre eigenen Historiker zu sein.⁴ Ego-Histoire – man könnte im Deutschen die Analogiebildung ‚Eigen-Geschichte‘ verwenden – wäre mitmotiviert durch die Einsicht, welche große Rolle die Person des Historikers trotz aller Objektivitätskriterien⁵ bei der Produktion von Geschichte spielen kann. Kulturelle Identitäten⁶, politische Einstellungen⁷, Gruppenrituale⁸, Stammesriten⁹ usw. bilden in der Summe jene feinen Unterschiede, aufgrund deren sich (nicht nur) Historikerbiographien konstituieren.¹⁰

Neuere Formen der Wissenschaftsgeschichtsschreibung nehmen solche und andere Kriterien zum Ausgangspunkt ihrer Forschung.¹¹ ‚Eigen-Geschichte‘ /

4 Pierre Nora, Hg., *Essais d'ego-histoire*, Paris 1987. Auszugsweise deutsche Übersetzung u. d. Titel: Pierre Chaunu u. a., *Leben mit der Geschichte. Vier Selbstbeschreibungen*, hg. von Pierre Nora, Frankfurt am Main, 1989. – Nora nennt Philippe Ariès' Autobiographie (*Un historien du dimanche*, Paris 1980; dt. *Ein Sonntagshistoriker. Philippe Ariès über sich*, Frankfurt am Main, 1990) als Vorläufer der Gattung ‚Ego-histoire‘. Vgl. nun auch Georges Duby, *L'histoire continue*, Paris 1991; dt. *Eine andere Geschichte*, Stuttgart 1992.

5 Vgl. dazu Reinhart Koselleck, Wolfgang J. Mommsen u. Jörn Rüsen, Hg., *Objektivität und Parteilichkeit*, München 1977. S. außerdem – zur Dokumentation völlig unterschiedlicher Sichtweisen auf dieses Problem – Karl Acham, *Analytische Geschichtsphilosophie. Eine kritische Einführung*, Freiburg u. München 1974; Herta Nagl-Docekal, *Die Objektivität der Geschichtswissenschaft. Systematische Untersuchungen zum wissenschaftlichen Status der Historie*, Wien u. München 1982.

6 Peter Burke, *French historians and their cultural identities*, in: Elizabeth Tonkin, Maryon McDonald u. Malcolm Chapman, Hg., *History and ethnicity*, London u. New York 1989, 157–167.

7 Dazu als Beispiel: Hans-Ulrich Wehler, *Entsorgung der deutschen Vergangenheit? Ein politischer Essay zum „Historikerstreit“*, München 1988.

8 Pierre Bourdieu, *Homo academicus*, Frankfurt am Main 1988.

9 Tony Becher, *Academic tribes and territories. Intellectual enquiry and the culture of disciplines*, Milton Keynes u. a. 1989; Peter Burke, Emmanuel, *Zur Ethnographie eines College in Cambridge*, in: *Freibeuter. Vierteljahrszeitschrift für Kultur und Politik* 30 (1986), 3–20; vgl. auch Jürgen Wilhelm, *Die Stammeskultur der Ordinariuniversität*, in: Martin Baethge u. Wolfgang Eßbach, Hg., *Soziologie: Entdeckungen im Alltäglichen. Hans Paul Bahrds Festschrift zu seinem 65. Geburtstag*, Frankfurt am Main u. New York 1983, 477–495.

10 Pierre Bourdieu, *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, 3. Aufl., Frankfurt am Main 1984; vgl. auch paradigmatisch die Arbeit von Luc Boltanski, *Die Führungskräfte. Die Entstehung einer sozialen Gruppe*, Frankfurt am Main, New York u. Paris 1990.

11 Unter vielen Beispielen v. a.: Clifford Geertz, *Works and lives. The anthropologist as*

„Ego-Histoire“ unterscheidet sich aber davon durchaus: „Die Übung besteht darin, die eigene Geschichte so zu beleuchten, wie man es mit der Geschichte eines anderen täte, und den kalten, umfassenden erklärenden Blick – jeder mit seinem Stil und mit den ihm eigenen Methoden – auf sich selbst zu richten, der so oft anderen gegolten hat.“¹²

Dem französischen Laborexperiment, dessen Versuchsanordnung von Nora dargelegt wurde, war auch publizistischer Erfolg beschieden: Seine Ergebnisse erschienen in der *Bibliothèque des Histoires* bei Gallimard.

Eine andere Art von Laborexperiment fand in Österreich bereits zu Beginn der fünfziger Jahre statt. Der damalige, wie er später selbst schreiben sollte, „junge Extraordinarius“ Nikolaus Grass bat eine Reihe von Historikern und Vertretern der historischen Hilfswissenschaften sowie verwandter Fächer, autobiographische Texte zu verfassen, die er in zwei Bänden *Österreichische Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen* herausgab.¹³ Der Begriff oder besser die literarische Gattung Selbstdarstellung, – die man nebenbei durchaus auch im Sinne einer ‚presentation of self‘ (Goffman) lesen könnte¹⁴, wurde allerdings von ihren Vertretern nicht mit ‚Autobiographie‘ gleichgesetzt, Grass wählte den Begriff ‚Autoergographie‘ als Etikett für die vorgestellte Gattung. Diesem Laborexperiment ging es zu Beginn der fünfziger Jahre um die Generierung von, so schrieb er damals, „wissenschaftlichen ‚Selbstbekenntnissen‘ (...) Solche vermöchten den Schleier, der so manches Lebensbild verhüllt, zu lüften.“ (vii) Denn nun „(treten) Gelehrte, die wir bisher vielfach nur aus ihren Werken kennen, (...) als lebendige Menschen vor uns!“ (viii f.)

Ich möchte auf diese beiden Bände hier – so sehr sie es eigentlich verdienen – nicht näher eingehen. Soviel sei gesagt: sie gehören sicher zu den interessan-

author, Cambridge u. Oxford 1989; Wolf Lepenies, *Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft*, München u. Wien 1985.

12 Pierre Nora, Vorwort, in: *Leben mit der Geschichte*, wie Anm. 4, 9.

13 Nikolaus Grass, Hg., *Österreichische Geschichtswissenschaft der Gegenwart in ‚Selbstdarstellungen‘*, Bd. 1, Innsbruck 1950; Bd. 2, Innsbruck 1951. – Diese beiden Bände schließen recht unmittelbar an die sog. Meiner-Sammlung, die in 30 Bänden zwischen 1921 und 1929 erschien, an. Vgl. dazu Kohli, *Von uns*, wie Anm. 3, 429 f.; und Klaus, *Gruppenbewußtsein*, wie Anm. 3.

14 Vgl. Erving Goffman, *The presentation of self in everyday life*, New York 1959; dt.: *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*, München 1969.

testen geistes-, kultur-, sozial- und mentalitätsgeschichtlichen Quellen der Wissenschaftsgeschichte der Zweiten Republik. Nur wenige Jahre nach der NS-Zeit geschrieben, taucht diese Periode mit ihren ja so bedeutsamen Konsequenzen für die involvierten Akteure lediglich an ganz wenigen Stellen auf. Eindrucksvoll wird dagegen in einer ganzen Reihe von Fällen auf ein Kontinuum der je eigenen Forschung, auch des je eigenen privaten Lebens hingewiesen, das (meist) von der Habsburgermonarchie an, über die Erste Republik, in die NS-Zeit und in die Anfänge der Zweiten Republik reicht, ja, dieses Kontinuum wird oft geradezu emphatisch behauptet.

Zur Logik eines Laborexperiments gehört es (unter anderem), wiederholbar zu sein. Von österreichischer Seite liegt eine solche Wiederholung seit 1990 vor. Der – um in der Metapher zu bleiben – Leiter des Experiments, nun nicht mehr junger Extraordinarius, sondern Professor emeritus der Innsbrucker Universität, unternahm rund vierzig Jahre nach dem ersten den zweiten Versuch.¹⁵ Ob sich die Versuchsanordnung geändert hat, wird im knappen Vorwort nicht ausgewiesen, die Versuchspersonen sind nun andere, naturgemäß.

Die zwanzig zu einem Sammelband mit dem Titel ‚Recht und Geschichte‘ gefügten Texte stammen von österreichischen Historikern und Juristen, die das Merkmal aufweisen, über siebzig Jahre alt zu sein. Diese Kohorte der über Siebzيجjährigen besteht aus sechs Historikern, zwei Historikern, die hauptsächlich als Archivare tätig waren, auch wenn sie universitäre Verpflichtungen übernahmen, vier Rechtshistorikern, fünf Juristen, sowie aus einem Archäologen, einem Numismatiker und einem Volkskundler.

Schon die erste Lektüre zeigt, daß nun die Tendenz zur Autobiographie deutlich stärker ist als jene zur ‚Autoergographie‘, selbst wenn klar ist, daß das Gliederungsprinzip der einzelnen Texte zumeist die Arbeit an bestimmten wissenschaftlichen Projekten einerseits und die universitäre Karriere andererseits bleibt, und es einige der Autoren zudem nicht an bibliographischen Angaben zum eigenen Werk fehlen lassen.

Es gibt ja durchaus eine kleine Tradition autobiographischer Texte von österreichischen Historikern nach 1945. Adolf Helboks Erinnerungen wurden

15 Hermann Baltl, Nikolaus Grass u. Hans Constantin Faußner, Hg., Recht und Geschichte. Ein Beitrag zur österreichischen Gesellschafts- und Geistesgeschichte unserer Zeit. Zwanzig Historiker und Juristen berichten aus ihrem Leben, Sigmaringen 1990.

1964 herausgegeben¹⁶, Friedrich Engel-Janosis Autobiographie erschien 1974¹⁷, Albert Massiczek verfaßte zwei Bände Memoiren¹⁸, Fritz Schachermeyr einen¹⁹, die Herausgabe der umfangreichen Erinnerungen Edmund Glaise-Horstenaus fand 1988 ihren Abschluß.²⁰ Daneben erschienen kleinere Arbeiten mit Erinnerungscharakter in verschiedenen Festschriften²¹ oder anlässlich von Tagungen.²² Auch eine Anekdotensammlung trägt zur Kenntnis unseres Sujets bei.²³ All diese Dokumente sind von großem Interesse und wurden wenigstens zum Teil bereits recht ausführlich als Quellen genutzt. Die Geschichte der Geschichtswissenschaft vor, während und nach dem Nationalsozialismus hat ja in der letzten Zeit zahlreiche vor allem jüngere Historiker beschäftigt. Dieses Interesse, das seiner Eigenart nach nicht nur auf die Rekonstruktion von Ideen und Institutio-

16 Adolf Helbok, *Erinnerungen. Ein lebenslanges Ringen um volksnahe Geschichtsforschung*, hg. v. Fritz Ranzi u. Margit Gröhl, Innsbruck 1964.

17 Friedrich Engel-Janosi, *...aber ein stolzer Bettler. Erinnerungen aus einer verlorenen Generation*, Graz, Wien u. Köln 1974.

18 Albert Massiczek, *Ich war Nazi. Faszination Ernüchterung Bruch. Ein Lebensbericht: Erster Teil (1916–1938)*, Wien 1988; ders., *Ich habe nur meine Pflicht erfüllt. Von der SS in den Widerstand. Ein Lebensbericht: Zweiter Teil*, Wien 1989.

19 Fritz Schachermeyr, *Ein Leben zwischen Wissenschaft und Kunst*, hg. v. Gerhard Dobesch u. Hilde Schachermeyr, Wien, Köln u. Graz 1984.

20 Peter Broucek, *Hg., Ein General im Zwielficht. Die Erinnerungen Edmund Glaises von Horstenaus*, Bd. 1: *K.u.k. Generalstabsoffizier und Historiker*, Wien, Köln u. Graz 1980, Bd. 2: *Minister im Ständestaat und General im OKW*, Wien, Köln u. Graz 1983, Bd. 3: *Deutscher Bevollmächtigter General in Kroatien und Zeuge des Untergangs des „Tausendjährigen Reiches“* (Veröffentlichungen der Kommission für neuere Geschichte Österreichs 76), Wien, Köln u. Graz 1988.

21 Hermann Wiesflecker, *Die Grazer Lehrkanzel und Abteilung für Österreichische Geschichte seit der Wiedererrichtung 1945. Kritische Erinnerungen*, in: Herwig Ebner, Horst Haselsteiner u. Ingeborg Wiesflecker-Friedhuber, *Hg., Geschichtsforschung in Graz. Festschrift zum 125-Jahr-Jubiläum des Instituts für Geschichte der Karl-Franzens-Universität Graz*, Graz 1990, 443–453.

22 Eduard März, *Erinnerungen*, in: Friedrich Stadler, *Hg., Vertriebene Vernunft I. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 1930–1940*, Wien u. München 1987, 499–512; Felix Kreissler, *Zeitzeuge*, in: Friedrich Stadler, *Hg., Vertriebene Vernunft II. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft*, Wien u. München 1988, 499–505; Ernst Wangermann, *Wie es zur Emigration kam*, in: ebd., 506–508.

23 Erich Zöllner, *Historikeranekdoten aus Österreich*, Wien u. Köln 1989.

nen zielt, rückt zunehmend auch die Akteure und Protagonisten der Disziplin in den Vordergrund.²⁴

Was zeichnet den vorliegenden Sammelband, der sich – so der Untertitel – als „Beitrag zur österreichischen Gesellschafts- und Geistesgeschichte unserer Zeit“ versteht, besonders aus? Neben allem anderen die relative ‚Geschlossenheit‘ der Autoren, die – allerdings nicht nur deswegen – zu ersten kollektivbiographisch-vergleichenden Betrachtungen geradezu einlädt.

Woher kommen die Mitglieder der Kohorte? Abgesehen von der relativ homogenen regionalen Herkunft – 45 Prozent stammen aus Wien, 25 Prozent aus ‚Provinzstädten‘, nur drei Personen kommen aus ausgesprochen ländlich-agrarischen Bereichen – äußern sich die meisten Autoren in ‚alltags-soziologischen‘ Wendungen über ihre Herkunftsfamilien. Darlegungen einer umfassenden Genealogie der Herkunftsfamilie bzw. Äußerungen über die Zugehörigkeit

24 Vgl. für die drei ‚alten‘ Universitäten: Wien: Gernot Heiß, *Von Österreichs deutscher Vergangenheit und Aufgabe. Die Wiener Schule der Geschichtswissenschaft und der Nationalsozialismus*, in: Gernot Heiß u.a., Hg., *Willfähige Wissenschaft. Die Universität Wien 1938–1945*, Wien 1989, 39–76; Graz: Peter Teibenbacher, *Das historische Seminar und das Jahr 1938* in: Christian Brünner u. Helmut Konrad, Hg., *Die Universität und 1938*, Wien u. Köln 1989, 95–103; Steirische Gesellschaft für Kulturpolitik, Hg., *Grenzfeste Deutscher Wissenschaft. Über Vergangenheitsbewältigung an der Universität Graz*, Wien 1985; Innsbruck: Die geisteswissenschaftliche Fakultät in Innsbruck 1938–1945, in: *Skolast* 34 (1990) Nr. 1–2; Versuche einer Zusammenfassung bei Günter Fellner, *Die österreichische Geschichtswissenschaft vom „Anschluß“ zum Wiederaufbau*, in: Friedrich Stadler, Hg., *Kontinuität und Bruch. 1938–1945–1955. Beiträge zur österreichischen Kultur- und Wissenschaftsgeschichte*, Wien u. München 1988, 135–155; ders., *Die Emigration österreichischer Historiker. Ein ungeschriebenes Kapitel in der Zeitgeschichte ihres Faches*, in: Stadler, Hg., *Vertriebene Vernunft II*, wie Anm. 22, 474–494. Zur Geschichte von Sub- und Nachbardisziplinen vgl. Josef Ehmer u. Albert Müller, *Sozialgeschichte in Österreich. Traditionen, Entwicklungsstränge und Innovationspotential*, in: Jürgen Kocka, Hg., *Sozialgeschichte im internationalen Überblick. Ergebnisse und Tendenzen der Forschung*, Darmstadt 1989, 109–140; Olaf Bockhorn, *Der Kampf um die „Ostmark“*. Ein Beitrag zur Geschichte der nationalsozialistischen Volkskunde in Österreich, in: *Willfähige Wissenschaft*, wie Anm. 24, 17–38; vgl. für die Nachkriegszeit mit einer Reihe von Österreichbezügen: Winfried Schulze, *Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945* (*Historische Zeitschrift, Beih. N. F.* 10) München 1989, sowie Klaus Schreiner, *Wissenschaft von der Geschichte des Mittelalters nach 1945. Kontinuitäten und Diskontinuitäten der Mittelalterforschung im geteilten Deutschland*, in: *Deutsche Geschichtswissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg (1945–1965)*, hg. von Ernst Schulin, München 1989, 87–146. – Zuletzt erschien die umfassende und instruktive Arbeit von Karen Schönwälder, *Historiker und Politik. Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus*, Frankfurt am Main u. New York 1992.

zu einem der ‚Volksstämme‘, wie sie noch 1950/51 vorzufinden waren, sind 1990 rar geworden.²⁵

Die Schulzeit soll hier übergangen werden – sie entspricht in den meisten Fällen den gängigen Mustern der Gymnasial- bzw. Realgymnasialausbildung in Anstalten von mehr oder minder stark ausgeprägtem elitären Selbstverständnis, das bis zu einem gewissen Grad auf die Zöglinge durchschlägt; auch das Muster des ‚Umweges‘ über ein Knabenseminar bzw. ein katholisches Gymnasium für Mitglieder der ländlich-agrarischen Herkunftgruppe ist geläufig. Erzählsequenzen, die Brüche für diesen Bereich des Lebenszyklus wenigstens andeuten, sind außerordentlich selten. Dieser Umstand wäre aber nicht die einzige praktische ‚Widerlegung‘ jener Theorien, die davon ausgehen, autobiographische Erzählung wäre durch ‚Komplikationen‘ oder mindestens durch ‚kritische Lebensereignisse‘ bestimmt.²⁶

Von Interesse ist nun ein Vergleich der Äußerungen zu bestimmten Ereigniskomplexen, die wie der ‚Anschluß‘ Österreichs im März 1938 von allgemeiner historischer Bedeutung waren, aber auch bestimmte Effekte auf die Biographien der zwanzig Autoren haben konnten (und zumeist hatten) und drittens Gelegenheit zu einer politischen Selbstbeschreibung bieten, die ja in einem solchen Erzählzusammenhang üblich ist. Man hätte erwarten dürfen, daß alle Autoren den Themenkreis ‚Anschluß‘ behandeln, zumal gerade im Zusammenhang mit dem „Bedenkjahr“ 1988 letzte Tabus gefallen sind.

Es ist daher umso erstaunlicher, daß sechs der zwanzig Autoren eine Anspielung auf diesen Ereigniskomplex vermeiden. Zwei der Autoren hielten sich 1938 außerhalb des damaligen Österreich auf (in Breslau und in Münster), und es sei in diesen Fällen zugegeben, daß hier kein zwingender Grund bestand, den ‚Anschluß‘ in den narrativen Ablauf zu integrieren. In einem dritten Beispiel ist diese erzählerische Leerstelle ebenfalls verständlich, da sich dieser spezielle Beitrag nicht an der Chronologie des Lebenslaufs orientiert.²⁷ In den drei verbleibenden Fällen ist das Fehlen eines Hinweises auf den ‚Anschluß‘ nicht verständlich. (Der Vollständigkeit halber: in einem Fall wird auf Begriff und

25 Grass, Selbstdarstellungen, wie Anm. 13, Bd. 1, 89 ff., 63 ff., 17 ff.; vgl. aber Baltl, Grass u. Faußner, Recht und Geschichte, wie Anm. 15, 197 f.

26 Vgl. dazu Jürgen Straub, Historisch-psychologische Biographieforschung. Theoretische, methodologische und methodische Argumentationen in systematischer Absicht, Heidelberg 1989, 182 ff.

27 Das Ausgesparte findet sich im wesentlichen bei Bockhorn, Kampf, wie Anm. 24.

Ereigniskomplex aus der Sicht des Jahres 1945 mit folgender Wendung rekurriert: „Da ich mich nach dem Anschluß als Anwärter bei der NSDAP gemeldet hatte, (...)“ (S. 293).

Einer der Autoren sah sich nach dem ‚Anschluß‘ zur Emigration nach England veranlaßt. Sein Motiv dafür war politische Opposition zum NS-System und „die peinliche Überraschung, daß es bei meinen väterlichen Großeltern mit der Abstammung nicht ganz stimmte“ (S. 276).

Zwei der Autoren bekennen in differenzierter Weise ihre Zustimmung bzw. ihre Sympathie zum ‚Anschluß‘, von der sie 1938 geleitet waren. In diesen Fällen ist der Hinweis auf Anschlußsympathie mit – zum Teil heftiger – Kritik am österreichischen ‚Ständestaat‘, der als repressives System verurteilt wird, verbunden (S. 24, 121).

Eine Reihe weiterer Autoren erwähnt politisch oder mental begründete Gegnerschaft oder zumindest Skepsis gegenüber dem Anschluß bzw. der Machtergreifung durch die NSDAP. Solche Haltungen werden entweder mit österreichischem Patriotismus („Ich war damals wie heute österreichischer Patriot“ – S. 91) oder mit Katholizismus motiviert und begründet. Auch die Lektüre von NS-Schrifttum (Hitler, Rosenberg) konnte zu einer distanzierten Haltung beitragen (S. 203, 223).

Einige Beiträge bringen das Jahr 1938 vor allem mit Karrierebehinderungen, aber auch Karrierefortschritten in Zusammenhang. Zwei Beispiele von angebotenen NSDAP-Mitgliedschaften, die ausgeschlagen wurden, zeigen übrigens ganz gut, daß Karrieren auch ohne Mitgliedschaft in der NSDAP gemacht werden konnten. In einem Fall konnte die wissenschaftliche Karriere – bis zum Militärdienst – ungebrochen fortgesetzt werden, in einem anderen blieb eine wichtige Funktion in der Politik- und Wirtschaftsberatung, die in ähnlicher Form bereits im ‚Ständestaat‘ ausgeübt worden war, bestehen.

Eine offene Verurteilung des Nationalsozialismus ist in den Texten dagegen eher selten anzutreffen. In dieser Hinsicht bildet lediglich einer der autobiographischen Beiträge eine deutliche Ausnahme: Er berichtet etwa vom hohen Anteil an illegalen Nationalsozialisten unter den Teilnehmern des Kurses am Institut für Geschichtsforschung, der auch aus anderen Quellen bekannt ist²⁸, bis hin zur Anekdote, daß vor dem Anschluß anläßlich einer Exkursion des Institutskurses ins Technische Museum alle bis auf den Verfasser des Beitrags

28 Vgl. etwa Massiczek, Nazi, wie Anm. 18, Bd. 1, 136 u. öfter.

selbst und Prof. Otto Brunner das illegale Parteiabzeichen getragen hätten (Brunner wurde tatsächlich erst 1943 Mitglied der NSDAP). Der Beiträger sah sich vor und nach dem Anschluß von „Nazi-Konkurrenten“ bedroht und verfolgt (S. 216). Selbst nach 1945 hätten ehemalige Nationalsozialisten seine Karriere behindert, einschließlich der Hintertreibung seiner Habilitation an der Grazer Universität. Obwohl dieser Darstellung widersprochen wurde²⁹, thematisiert diese autobiographische Erzählung als einzige unter zwanzig die Frage der Konvergenz von wissenschaftlichem Standpunkt und politischer Einstellung, von ‚Erkenntnis und Interesse‘ sozusagen, wie sie gerade auch in der Landesgeschichte, einem Spezialgebiet des Beiträgers, immer wieder sichtbar wurde.

Aber wie gesagt, derartige Verschwörungs-‚Theorien‘ sind in dieser Sammlung autobiographischer Texte die Ausnahme. Ein weiterer Autor erweist sich dagegen im Umgang mit dem Nationalsozialismus als ein Meister des Euphemismus, aber auch der Ironie: Ihm gelingt es, Bischof Alois Hudal, den er in den 30er Jahren während eines Romaufenthaltes kennengelernt hatte, als jemanden zu charakterisieren, der versucht hätte, „den Nationalsozialismus zu taufen“ (S. 317), weswegen er, Hudal, „öffentlich viel gescholten“ worden sei. „Diesen Irrtum nicht einzusehen“ wäre der „Fehler“ des „redlichen Mannes“ gewesen. Nun war Hudal ein ausgesprochen radikaler Verfechter einer Verbindung von nationalsozialistischer Ideologie und katholischem Glauben³⁰, nach 1945 war er als Fluchthelfer für deutsche und österreichische Kriegsverbrecher tätig.³¹ Der vom Autor selbst beschriebene Hang zur Zeitgeschichte, „lange bevor dies große Mode wurde“ (S. 323), schließt aus, daß er nicht weiß, daß augenscheinlich nur der Rang eines Bischofs den „redlichen Mann“ vor den rein strafrechtlichen Konsequenzen seiner Aktivitäten beschützen konnte. – In diesem Fall hat die Verharmlosung durchaus Methode. Jener Rektor der Universität Innsbruck, dessen Porträt in der Ehrengalerie dieser Universität deswegen nicht hängt, weil die Übermalung seiner SA-Uniform mit einem ‚republikanischen‘

29 Wiesflecker, Grazer Lehrkanzel, wie Anm. 21, 447.

30 Alois Hudal, Die Grundlagen des Nationalsozialismus, Leipzig 1937; Alois C. Hudal, Römische Tagebücher. Lebensbeichte eines alten Bischofs, Graz u. Stuttgart 1976.

31 Simon Wiesenthal, Doch die Mörder leben, hg. von Joseph Wechsberg, München u. Zürich 1967; siehe dazu auch Hudal, Römische Tagebücher, wie Anm. 30, 21.

Talar nach 1945 nicht zustande kam³², Harold Steinacker, wird als „bei aller bemühten Objektivität (...) stark politische(r) Historiker“ (S. 315) bezeichnet.

Wie, wann, unter welchen Bedingungen wird man eigentlich Professor? Diese Frage ist in unserem Kontext doppel- bzw. mehrdeutig. Einerseits bezieht sie sich auf die je individuelle Biographie, innerhalb derer die Bestellung zum Extraordinarius und zum Ordinarius in ganz verschiedener Weise erlebt und interpretiert werden kann: als Erfüllung eines mit strategischem Vorbedacht verfolgten Zieles, als Ergebnis einer Konkurrenzsituation, als Zufall, als Glücksfall, als Belohnung für lange, intensive Arbeit im Interesse des Faches oder auch des Gemeinwesens. Der Bandbreite individueller Sichtweisen sind hier kaum Grenzen gesetzt. Eine andere Dimension der Frage zielt auf die Regeln der Autoreproduktion des universitären Systems und der damit verbundenen Verteilung von Macht und Kapital. Das System stellt hier ohne Zweifel – mitunter schwierig zu erfüllende – Bedingungen an die Probanden. Bourdieu hat dies ausführlich dargestellt; es lohnt sich, einige seiner Überlegungen am gegebenen Material zu überprüfen.

Zunächst aber die rohen Daten: Es versteht sich von selbst, daß alle Mitglieder der Kohorte, die ordentliche Professoren geworden sind (90 Prozent), diesen Umstand in ihrer Biographie erwähnen und ihm auch, zumeist mit genauen Daten versehen, entsprechenden Raum in den Texten geben.

Das arithmetische Mittel des Alters der Ernennung zum Ordinarius liegt bei 46 Jahren (Standardabweichung: 8,5). Auch der Median nimmt diesen Wert an, d. h. mit 46 hat die Hälfte der Mitglieder der Kohorte eine ordentliche Professorenstelle. Die Verteilung weist einige ‚Ausreißer‘ auf: einer der Beiträger wurde außerordentlich jung Professor, zwei dagegen mußten über 60 werden, ehe sie zu Ordinarien ernannt wurden, wobei in einem Fall bereits eine nicht-universitäre Karriere abgeschlossen war.

Zehn der späteren Ordinarien wurden zuerst zum Extraordinarius ernannt und kamen somit in eine Warteschlange, in der sie durchschnittlich ca. 10 Jahre verweilten.

Das arithmetische Mittel des Alters, in dem man Extraordinarius wird, beträgt 38. Das arithmetische Mittel des Habilitationsalters beträgt 34,1. Die

32 Michael Heider u. a., Warum Steinacker nicht in der Rektorengalerie der Universität Innsbruck hängt, in: Skolast 34 (1990), Nr. 1/2, 94–95.

durchschnittliche Wartezeit zwischen Habilitation und der Ernennung zum ordentlichen Professor beträgt 12,2 Jahre.

Man sieht also, es dauerte einige Zeit, Professor zu werden. Wie schon Bourdieu meinte, „wird die Akkumulation des spezifischen Kapitals an akademischer Autorität mit dem Einsatz der ganzen Person erkaufte, das heißt der Zeit, die sie aufwenden muß, um das Institutionennetz zu kontrollieren, in dem universitäre Macht erzeugt und ausgeübt wird (...)“³³. Dies gilt umso mehr für über die Ernennung zum Professor hinausgehende Würden wie Akademiemitgliedschaften, die hier allerdings nicht behandelt werden sollen.

Die Berufung zum Ordinarius ist allerdings nicht nur eine Frage der Zeit, sondern auch das Ergebnis eines Selektionsprozesses. Professorenstellen sind immerhin knapp, wenn auch in den 1960er und 1970er Jahren ihre Zahl in Österreich stark vermehrt wurde. Bei der Frage nach den Kriterien dieses Selektionsprozesses begegnen wir abermals Bourdieu: „Ins Innere des Systems zieht es gerade den, der am meisten Neigung und Fähigkeiten aufweist, es unverändert zu reproduzieren.“³⁴

Eine der wesentlichen Voraussetzungen, ins Innere des Systems zu gelangen, sind etwa einflußreiche Lehrer und/oder Förderer. Nur wenige der Probanden äußern sich vorsichtig kritisch gegenüber einzelnen ihrer Lehrer; schließlich gibt es „keinen Meister ohne Meister“³⁵ – „kein(en) anerkannte(n) Lehrer, der nicht einen Lehrer anerkennen würde und damit mittelbar das geistige Richteramt des heiligen Kollegiums seiner Lehrer, die ihm Anerkennung verschaffen.“³⁶

Die Rolle des Lehrers kann mit der des Förderers zusammenfallen, dies ist jedoch nicht zwingend notwendig. Die von der Gruppe der Historiker am häufigsten als Lehrer hervorgehobenen Personen, Hans Hirsch und Otto Brunner, konnten die Nachkriegskarrieren ihrer Schüler nicht oder kaum mehr praktisch beeinflussen³⁷, obwohl von beiden berichtet wird, sie hätten in den 30er Jahren die Teilnahme an Forschungsprojekten (S. 11, 47, 80, 122, 344), etwa am Bur-

33 Bourdieu, *Homo academicus*, wie Anm. 8, 167 f.

34 Ebd., 148.

35 Ebd., 167; „nullus assumi debet in magistrum, qui sub magistro non fuerit discipulus.“ führt Bourdieu unter Hinweis auf mittelalterliche Zunftbestimmungen weiter aus.

36 Bourdieu, *Homo academicus*, wie Anm. 8.

37 Hans Hirsch verstarb 1943; Otto Brunner wurde wegen seiner NSDAP-Mitgliedschaft 1945 entlassen und pensioniert und erst 1954 wieder zum Ordinarius – in Hamburg – berufen.

genländischen Urkundenbuch und anderen Editionsprojekten – und die damit verbundene, wenn auch geringe finanzielle Absicherung – vermittelt.

Als bedeutendster Förderer und ‚Patron‘ trat seit 1945 Leo Santifaller auf; in den meisten autobiographischen Beiträgen der Gruppe der Historiker wird seine Rolle als Förderer der individuellen Karriere hervorgehoben. Er „unterstützte lebhaft“ (S. 14) die Einleitung einer Berufung, er ermöglichte den „vollen Wiedereinstieg in die wissenschaftliche Laufbahn“ (S. 124), er „riet (...) von einer derartigen Bewerbung ab“ (S. 224), er zeigte „lebhaftes Interesse“ und „führte (...) zur Habilitation“ (S. 321); aber auch von einem „ziemlich kühl(en)“ Verhältnis eines Autors zu Santifaller, der sich zu diesem Zeitpunkt auf einem „Nebengeleise“ abgestellt sah, kann die Rede sein (S. 50).

Innerhalb der „dauerhaften Schutz- und Abhängigkeitsverhältnisse zwischen Patron und Klient“, die unter anderem Voraussetzung für die „Verfügbarkeit über die Reproduktionsmechanismen und damit über die Zukunft der Körperschaft“ sind³⁸ – „Nichts ist in unserem Beruf wichtiger als die Sorge für den geeigneten Nachwuchs“ (S. 21) – wuchs den Probanden mit zunehmendem Karrierefortschritt selbst die Rolle des Patrons – „Keinen meiner Mitarbeiter habe ich unversorgt entlassen“ (S. 329) – zu. Gerade auch davon ist in den autobiographischen Texten ausführlich die Rede.³⁹ Die eigene Klientel wird zumeist gelobt, mitunter auch getadelt (S. 38 f.). Auch die Nachfolge für den eigenen Lehrstuhl wird an einigen Stellen thematisiert: „Meine Nachfolge konnte in idealer Weise geregelt werden“ (S. 21); dem Schüler und Nachfolger „(sollten) Nachfolgekämpfe erspart bleiben“.

Der Übergang von einem offensichtlich rein paternalistischen Universitäts- und Wissenschaftssystem zu einem, das zumindest Teile dieses Paternalismus aufgegeben hat, bescherte nun offenbar doch jene ‚Komplikationen‘, die autobiographische Äußerungen begründen können. Die mit diesem Übergang verbundenen Komplikationen kondensieren in zwei thematischen Bereichen: erstens der pessimistischen Kritik an den Studenten nach 1968 – gerade hier wird nicht auf mitunter recht vulgäre Ressentiments verzichtet – und zweitens an den Universitätsreformen der 70er Jahre und der Errichtung eines eigenen Wissenschaftsministeriums. Mehr als die Hälfte der im Sample enthaltenen Or-

38 Bourdieu, *Homo academicus*, wie Anm. 8, 179.

39 Auch für die Nach-UOG-Zeit ist noch davon die Rede, daß sich jemand „bei mir“ habilitiert, nicht etwa bei der zuständigen Fakultät (S. 99). In ähnlicher Weise gelang es, „drei Kollegen (...) zu habilitieren“ (S. 21).

dinarien nimmt zu diesen beiden Bereichen Stellung. Einige wenden sich gegen kostenloses Studium (S. 31 f.), von den „endlosen Sitzungen“ ist die Rede, „die das UOG erfordert“ (S. 271), oder von der „UOG-konformen, politisierenden Sitzungsuniversität“, ja, das UOG sei insgesamt „verfassungswidrig“ (S. 175). Auch das Rektorat, früher der unbestrittene Höhepunkt der universitären Karriere, sei nunmehr ein „schwieriges Amt (...) (geworden), das sogar persönliche Schmähung und Anpöbelung mit sich bringt.“ (S. 132) Das heißt nun nicht, daß die Macht der Ordinarien selbst durch die Universitätsreformen grundsätzlich gefährdet worden wäre, es mußten aber neue Techniken der Macht eingeübt und angewendet werden, um sie zu erhalten. Diese sozusagen transitorische Beschwerlichkeit allerdings kann zu folgendem pessimistischen Fazit führen: „Der Ordinarius ist zur leeren ‚Gehaltsstufe‘ geworden; er kann (...) in allem und jedem umgangen und übergangen werden.“ (S. 326) *Quod erat demonstrandum.*

In den Texten, in denen traditionelle narrative Strukturen tendenziell etwas vernachlässigt werden zugunsten komplizierter Systeme von Anspielungen auf Personen und komplexe Sachverhalte, auf Bücher, Forschungsprojekte etc. – die Nennung von Lehrern, Förderern und Schülern, die das ebenso komplizierte Verhältnis von Patronen und Klienten in den Texten ja eigentlich abbildet, wurde bereits erwähnt – spielt die so entstehende Matrix der Referenzen und Bezugnahmen eine zentrale Rolle. Ein guter Indikator für dieses Strukturierungsprinzip sind jene nachvollziehbaren Fälle, wo langjährige Mitarbeiter und Assistenten, zu denen die Patron-Klient-Beziehung irgendwann einmal gestört wurde, im Text nicht erwähnt werden, die anderen Mitarbeiter und Assistenten dagegen sehr wohl. Diese privaten (Rache-)Akte einer *damnatio memoriae* haben nicht nur textstrukturindizierenden Charakter, sie bieten auch Gelegenheiten zu einer partiell ironischen Rezeptionshaltung.

Auch die Matrix der Referenzen und Bezugnahmen der zwanzig Beiträge des Sammelbandes aufeinander ist von Interesse. Sie spiegelt – selbst unter Einbeziehung aller Asymmetrien – ganz gut die ‚disziplinäre Ordnung‘ bzw. die ‚akademischen Territorien‘ mit ihren Grenzverläufen – ein Ergebnis des ‚natürlichen Driftens‘⁴⁰ der Disziplin? –, etwa zwischen „Geschichte“, „Archiv und Landesgeschichte“ und „Rechtsgeschichte“ wider.

40 Humberto R. Maturana u. Francisco J. Varela, *Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens*, München 1990, 119 ff.

In diesen Zusammenhang gehört auch, daß unter den Historikern – erstaunlicherweise – kaum Hinweise auf die Sozialgeschichte als Subdisziplin bzw. auf ihre Vertreter existieren, von Bemerkungen über Dopsch (z. T. distanzierend), Stolz und Brunner – die allerdings nicht als Sozialhistoriker, sondern vorrangig als Verfassungshistoriker und Landeshistoriker wahrgenommen werden – einmal abgesehen.⁴¹ Die Segregation des Faches Sozialgeschichte scheint jedenfalls im Hinblick auf die gegebene Bezugsgruppe größer zu sein als eigentlich anzunehmen war.

Es kann an dieser Stelle nicht auf weitere Aspekte der österreichischen Varianten der Ego-Histoire eingegangen werden, so interessant dies wäre und so vielfältig die Gelegenheiten sind, die der genannte Sammelband bietet. Schließlich drängt sich noch die Frage auf, wo die Gemeinsamkeiten und wo die Unterschiede zwischen den Ergebnissen des französischen ‚Laborexperiments‘ und dem österreichischen Beitrag zur „Gesellschafts- und Geistesgeschichte“ hauptsächlich liegen. Eine definitive Antwort kann nicht gegeben werden. Einer der Unterschiede – vielleicht erscheint er manchem als nebensächlich – sei angeführt: Die französischen Historiker verwenden – im Vergleich zu den österreichischen – ganz beträchtlichen Raum zu schreiben, welche Bücher sie gelesen und geschrieben haben; die österreichischen darauf zu schreiben, welche Karriere sie gemacht haben. Ein eher institutionell orientiertes Erzählinteresse bei den österreichischen Historikern scheint einem eher intellektuell orientierten bei den Franzosen gegenüberzustehen. Wie immer dies im weiteren zu erklären wäre, jedenfalls scheint hier Klausas These⁴², der gemäß Unterschiede in Stil und Inhalt von Wissenschafterautobiographien weitgehend entlang der Fächergrenzen verlaufen, nicht ausreichend. Ein weiterer Erklärungsansatz, der ‚nationale‘ Wissenschaftskulturen bzw. -stile mit einbezieht⁴³, wird hinzugezogen werden müssen.

41 Es fehlt etwa jeglicher Hinweis auf Alfred Hoffmann; Michael Mitterauer wird an einer Stelle (S. 351) genannt.

42 Klausas Gruppenbewußtsein, wie Anm. 4; Kohli, Von uns, wie Anm. 4.

43 Vgl. dazu besonders Johan Galtung, Struktur, Kultur und intellektueller Stil. Ein vergleichender Essay über sachsenische, teutonische, gallische und nipponische Wissenschaft, in: Leviathan (1983), 303–338.